



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 127.

Freitag, 1. Juni.

1928.

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Liddy van Aaren begriff und erhob sich sofort.

„Ich bin bereit, an Fräulein Lints Bett zu wachen. Und Sie, Herr v. Harwegg, können sich von dem Hausmädchen in irgendeinem der Zimmer eine improvisierte Schlafgelegenheit herrichten lassen.“

„Jamos!“ konstatierte Hannsjochen. „Bloß mit dem Schlafen bin ich nicht einverstanden, sondern werde als Erzengel Michael mit dem züngelnden Schwert Ihre Schwelle bewachen.“

Dr. Settegast lächelte beruhigend.

„Ihr Heroismus wird entbehrlich sein. Im übrigen ist das Personal von mir über alle erforderlichen Handgriffe unterrichtet. Sollten Sie mich während der Nacht trotzdem persönlich brauchen, so erreichen Sie mich jederzeit telephonisch. Andernfalls bin ich schon um sieben Uhr in der Frühe wieder hier und Sorge für Ablösung; wenigstens ich hoffe, daß Sie dann gar nicht mehr erforderlich ist.“ — Damit verabschiedete er sich.

Liddy van Aaren ließ sich in einen Sessel am Krankenbett nieder, während der Paulinenhofer umfassende Anstalten traf, in einem Klubessel des Wohnzimmers bei Mokka, Zigarre und unterschiedlichen Büchern sich für die kommenden Ereignisse in Bereitschaft zu halten.

Er wurde nicht gestört. Weder beim Rauchen und Lesen noch in seinem sanften Schlummer, der ihn schon nach einer Stunde überfiel.

Frau van Aaren dagegen fand ihn erst viel später. Anfanglich hegte sie sogar bange Sorge und war ein paar mal drauf und dran, nach ihrem schlummernden Erzengel Michael zu rufen, daß er den Arzt wieder kommen lasse.

Denn die Kranke lag unverkennbar in leichtem Delirium. Erkannte zwar Frau Liddy, schien jedoch nicht zu begreifen, welcher Zusammenhang sie an ihr Bett und in ihr Heim führte. Minutenlange Zeitabschnitte, in denen sie sehr unruhig war, sich hin und her warf und in ein Labyrinth wirrer Phantasien verlor, aus dem nur immer und immer wieder der Name „Bernt“ sich aufrang. Oder sie lag lange reglos wie eine Sterbende — und ihre Augen irrten mit seltsam westentzündet unirdischem Ausdruck verängstigt im Zimmer umher. Plötzlich überfiel sie ganz unvermittelt ein Weinkrampf, der ihren Körper wie mit Fäusten rüttelte. Doch er schien gleichzeitig alles zu lösen, was sie an unerträglich übersteigerten Spannungen der Nerven und der Selbstbeherrschung hatte durchleiden müssen. Denn als der hemmungslos stürzende Tränenstrom endlich versiegt war, durfte die Gefahr als gebannt gelten. Nun blieb das Bewußtsein. Sie entsann sich des Geschehenen, erkannte Liddy van Aaren, sprach lange und ruhig mit ihr, wurde endlich müde und entschlummerte.

Als der Doktor pünktlich um sieben Uhr erschien, fand er eine Idylle vor:

Der Erzengel Michael schnarchte im Wohnzimmer; Frau van Aaren schlief im Klubessel neben dem Bett; und die Patientin hatte einen ganz feinen rosigen Schimmer auf den Wangen und lächelte im Traum, als liege sie in den Armen Yskems.

Nein, hier war nichts mehr zu befürchten. Un-

geachtet der Stunde zwischen Tag und Tag rief der Arzt den Direktor des „Esplanade-Theaters“ in dessen Privatwohnung an, um ihm, der eine erheblich schlaflosere Nacht hinter sich hatte, beruhigend mitzuteilen, daß die Vorstellung heute Abend mit Rena Lint in der Hauptrolle bestimmt stattfinden könnte.

Hannsjochen aber fuhr mit seiner japanischen Göttin friedlich ins „Continental“ zurück. Doch während Frau van Aaren sich noch für ein paar Stunden hinlegte, dachte der Paulinenhofer nicht daran. Er fühlte sich frisch wie ein Fisch im Wasser. Rahm sein Bad, frühstückte ausgiebig und gewissenhaft, las die Morgenzeitungen, telephonierte dann lange und ausführlich mit dem Herzog von Hohenangern, dem Detektiv Warnstett und der Lust-Hansa. Daran schloß sich ein Spaziergang, der ihn in den Tiergarten und Zoo führte.

Als er endlich in sein Hotel zurückkehrte, fuhr gerade der Herzog vor, der schon ein paar Minuten vor der heute früh beschlossenen Verabredung erschien.

In einer abgelegenen Ecke des Vestibüls verhandelten sie bei einem Whisky-Soda lange und eindringlich, wobei Hannsjochens sonnengebräuntes Gesicht immer unternehmungslustiger strahlte.

Als man sich endlich wieder erhob, resumierte er:

„Regie ist alles! Also unser strategisches Genie ist im Bilde, Hoheit?!“

„Ich hoffe wenigstens“, gab der hohe Herr zurück und ließ sich von dem Paulinenhofer bis zur Drehtür bringen. „Sie wissen ja, was Sie jetzt zu tun haben, Herr von Harwegg. Und ich fahre zu Fräulein Lint. Ich habe sie vorhin angerufen. Sie fühlt sich bereits leidlich wohl und ist bereit, mich zu empfangen. Hoffentlich klappt es so, wie wir eben besprochen. Diese beiden Menschen verdienen es, daß man für sie ein bißchen Vorsehung spielt.“

Worauf Hannsjochen nur die Achseln zuckte, als wäre über so selbstverständliche Dinge gar nicht zu sprechen.

Unmittelbar nachdem der Wagen des Herzogs verschwunden war, nahm er sich eine Autodroschke, stellte durch einen Blick auf die Uhr fest, daß es nun aber höchste Zeit sei, — und kam auf dem Tempelhofer Felde gerade an, als das Frankfurter Passagier-Flugzeug mit eleganter Sicherheit die letzten Meter im Landungshafen ausrollte.

Mit raschem, forschendem Blick konstatierte der Paulinenhofer, als die Passagiere ihre Kabine verließen, daß Bernt Yskems Gesicht noch immer bleich und abgezehrt war.

Im übrigen verlief die Begrüßung der beiden Freunde merkwürdig kurz.

Als während der Rückfahrt der Rittmeister v. Yskem um ausführlichen Bericht ersuchte, schüttelte der andere nur den Kopf.

„Das ist ausgeschlossen!“ erklärte er, „denn dieser Bericht würde so ellenlang werden, daß wir schon eine Kasse-Rundfahrt über Potsdam mitmachen müßten; sonst kämen wir mit der Zeit nicht aus. Res, laß man den Kram. Der hat Zeit. Jetzt seh' ich dich erst mal beim

Herzog von Hohenangern ab, fahre gleich weiter und nehme dein Gepäck vorläufig ins „Continental“ mit, wo wir alle nachher zusammen essen.“

Bernt von Yskem warf jäh den Kopf herum.

„Zum Herzog von . . . ? Bist du wahnsinnig?!“

„Im Gegenteil, ich bin nicht wahnsinnig, sondern ganz normal, was ich unter Berufung auf Paragraph 11 des Pressegesetzes hiermit berichtige. Aber deine Unschuld in Sachen des „Großen Hansa-Ausgleichs“ hat sich glänzend herausgestellt. Und deine Braut ist um Haaresbreite dem Tode entronnen. Und der Konsul d'Arzilla ist als Hochstapler und Mörder verhaftet, weil er den Oberzahlmeister Rowalt erschossen hat, der von dir mal im Felde wegen Unterschlagung von Dienstgeldern erheblich verknackt wurde. Und den „Regent-Klub“ hat die Polizei geschlossen. Und Madame Trignard sitzt in der Hausvogtei. Und der Kommissar Warnstett versteht sein Handwerk. Und Libby van Aren ist neben Rena Lint die herrlichste Frau der Welt, wo sie doch sogar auf Java und Soerabaja unter diesen halb-wilden Kannibalen . . .“

„Am Gottes willen — hör auf mit deinem Irrsinn.“

„So . . .“, sagte Hannsjochen beleidigt, „... das hat man also davon, wenn man sich der Mühe unterzieht, einen Menschen, der aus der tiefsten Provinz kommt, wieder auf die Beine zu bringen. Aber sieh dir nachher mal Frau van Aren an. Dann wird dir endlich aufdämmern, wer dein Freund Hannsjochen Harwegg eigentlich ist!“

Der Herzog empfing seinen Gast schon in der Halle und ergriff seine Hand.

„Ich freue mich, Herr von Yskem, Sie in meinem Hause willkommen heißen zu dürfen. Und ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte entsprochen und mich sofort aufsuchten.“

„Hoheit, ich verstehe nicht . . .“

„Ich nehme doch an, Herr von Harwegg hat Ihnen unterwegs alles Erforderliche mitgeteilt. Daß ich selbst in Hamburg und ungeachtet aller sogenannten Indizien niemals auch nur eine Sekunde an Ihrer absoluten Korrektheit und Unschuld zweifelte, bedarf keines besonderen Hinweises. Wir werden nachher darüber sprechen. Schon deshalb, weil heute nachmittag in besonders anberaumter Sitzung die Oberste Kennbehörde den Hamburger Schiedspruch rückhaltlos annullieren und Ihnen jede erdenkliche Genugtung gewähren wird. Wie gesagt: all das erörtern wir nachher. Nur jetzt muß ich noch ein paar Minuten um Entschuldigung bitten. Darf ich vorschlagen, daß Sie mich im Park erwarten?“

Der Rittmeister von Yskem begriff nicht. Doch er schritt mit dem Herzog durch den Gartensalon, dessen Flügeltüren weit offen standen. Folgte, als der Hausherr stehen blieb, dessen stummer Handbewegung. Stieg wie in schwerem Traum die Stufen der Freitreppe hinab. Wanderte einen kiesbestreuten Parkweg entlang. Bog um eine Taxushede.

Da stand seine Braut. Neben einer alten, zerbröckelnden Marmorbank. Umflimmert von den Strahlen der Mittagssonne, die golden durch das Blattgewirr der Baumkronen rieselten.

Ihr Anblick traf ihn wie ein Schlag. Er glaubte nicht daran. Es dünkte ihm phantastisch, märchenhaft, unmöglich.

Doch dann riß er sich von seinem Plage; und Rena Lint stürzte ihm entgegen.

Ihre Hände verschlangen sich. Sie sahen sich in die Augen. Sie preßten sich aneinander. Schreie brachen von ihren Lippen. Sie konnten nicht dagegen an. Sie hatten sich wieder.

Weit und Menschen waren versunken. Und um sie war nur noch Sonnenglast und verwilderte Park-einsamkeit und Vogelgesang und ihre große, selige Liebe.

— Ende. —

Der Waldsee.

Es hat der See in Waldeseinsamkeit
Sein dunkel leuchtend Auge aufgetan.
Den Uferhang umkränzt das Schweigen weit,
Die traumhaft-stille Flut durchsturcht kein Rahn.
Ein Zauber scheint geheimnisvoll zu walten
Mit fremd aus grüner Tiefe schillernder Gefahr;
Als ob, von eines Rubers Schlag gespalten,
Verborgenen Strudels Urstrom werde offenbar.
Allein die trägen Wellen rührt kein Wind.
Nur kleine Inseln wölben sich von Wasserrosen.
Und wie das Schweigen immer dichter sich verpinnt,
Die Tannenspitzen dämmerwärts zum Grunde stoßen,
Kopfüber tauchend in den unbewegten Spiegel.
Doch schattet auch ihr dunkles Bild den Rand,
Inmitten liegt von Himmelsblau ein Siegel,
Verwunschener Flut mit Sonnenflimmer eingebrannt.

Heinrich Leis.

Vom Schwalbenichwan.

Von Hilde Kaffenbeul (Wiesbaden-Biebrich).

Bärtlich tändelte der Wind mit dem Fliederbusch, der nicht mit all seinen lila Dolden, ließ sie tanzen, wippen, und atmete den Wind aus tausend Blüten gar lieblich an.

„Heil!“ rief der Wind, „drüben die Kastanie ist aufgewacht! Stecht ihre Kerzen an! Da muß ich hin und sehen, ob sie . . . Oh, dort die Schneebälle! Ragen mit all ihren Sternen! Die muß ich einmal zusehen!! Mit ihnen läßt sich's so herrlich spielen!“

Er raffte seinen Mantel, der schwer vom Duft des Flieders geworden, und wirbelte davon, eine Wolke köstlichen Wohlgeruchs um sich verbreitend. Unterwegs traf er einen Schmetterling, der fragte ihn, woher er käme und . . .

„Frag' nicht so viel! Hab' keine Zeit! Muß weiter, Kastanie, Schneeball besuchen, und . . . Klingelt da nicht ein Maiglöckchen? Dem muß ich schnell einen Kuß geben!“ Fort war er.

„Unruhiger Geist“, sagte der Schmetterling, „und immer diese Eile, und hundert Dinge auf einmal . . . hm, riecht's nicht nach Flieder? Hmmm, Fliederduft!“ jauchzte er.

„Fliederduft?“ säuselte neben ihm ein Admiral, „komm, wir müssen seh'n, wo der herkommt.“

Als sie zum Fliederbusch kamen, waren schon einige Zitronenfalter da, die schienen recht aufgeregt, flogen hierhin, dorthin und tuschelten eifrig zusammen.

„Was gibt's?“ fragte der Admiral.

„Da, da!“ wisperten die Zitronenfalter und zeigten mit dem linken Fühlhörchen nach einer dicken Dolde.

Es war aber auch erstaunlich, was der Admiral sah; da wiegte sich ein Schmetterling von ganz besonderer Art. Er trug ein weißschimmernd Gewand, das in zwei absonderliche Zinself auslief.

„Abscheulich!!“ rief der Admiral, ihm gefiel das helle Gewand nicht. „Wo kommt Er her?“ fragte er barsch.

Der weiße Schmetterling erschrad, flog schnell auf eine andere Dolden.

„Seige ist Er auch“, murrte der Admiral, und ein Pfauenauge sagte verächtlich: „Nicht ein buntes Tüpfchen, nicht ein farbiges Aderchen, plui! Fort mit ihm!“ Und alle Schmetterlinge flogen auf den Fremdling zu, jagten ihn — vertrieben ihn.

Der weiße Schmetterling flog und flog, bis er an einen Wald kam; er war müde geworden, suchte sich nach einem Ruheplatz. Nein, zum Fingerhut ging er nicht, der sah so mißtrauisch und böse aus. Er flog ein Stück weiter, und da er keine Blume fand, setzte er sich auf einen frischgrünen Lärchenwedel.

„Warum nur mögen mich alle nicht leiden?“ dachte er laut.

„Weil du etwas „Besonderes“ bist, Lieber“, raunte die Lärche, „sieh, ich bin auch von besonderer Art — habe ein Radellkleid, werke es im Herbst ab, meine Verwandten, die Tannen, Kiefern und wie sie alle heißen, tun das nicht, können es gar nicht. Und weil ich im Frühjahr immer ein neues, zartgrünes Kleid anziehe, mögen sie mich nicht leiden, sind eben neidisch, weil sie jahraus, jahrein, ein altes Kleid anhaben, die paar frischen Spitzen — na . . .“

„Du hast gut reden“, unterbrach der Schmetterling, „ich möchte aber mit meinen Kameraden spielen! Mit ihnen plaudern und scherzen! Sie höhnen mich wegen meines weißen Kleides. Ach, ach! Hätte ich doch ein anderes!“

„Vielleicht kann dir geholfen werden“, flötete ein Rotkehlchen, „nein, flieg' nicht fort, ich tu' dir nichts — bin ausnahmsweise mal satt. Höre: den ganzen Tag durchstreife

ich den Wald. Sehe vieles. An einer Wiese steht ein halbverfallenes Haus, drin haust ein merkwürdiger Mann, der heilt mit Kräutern und was weiß ich noch, kranke Tiere, pfllegt Baum und Strauch und nun, er tut eine Menge Gutes, geh' zu ihm, klage dein Leid."

Der Schmetterling ließ sich den Weg weisen, bedankte sich artig und flog davon.

Langsam, unhörbar ging die Nacht durch den Wald und breitete ihre dunklen Schleier über ihn aus.

Dem Schmetterling wurde bange. Da sah er in einiger Entfernung zwei leuchtende Punkte; dorthin steuerte er.

"Ah, was ist das? Du, ein Falter, uhu, dich werd' ich gleich haben!" schrie es ihm entgegen.

"Das wirst du nicht, Eule, alter Unhold!" donnerte eine Stimme. "Komm, Falter, komm zu mir, bist dann in Sicherheit." Der taumelte auf die Stimme zu, die niemand anderem gehörte als dem Manne, den er suchte. Zitternd setzte er sich auf seine Hand.

"Om, willst ein anderes Kleid. — Still, still, weiß alles. Weiß auch, wie's tut, wenn man wie ein Ausgestoßener behandelt wird. — Drum helf' ich dir." Und trug ihn in seine Hütte. Kramte allerlei Tügel zusammen, nahm winzige Pinsel, hieß den Schmetterling seine Schwingen ganz weit ausbreiten. Tunkte den größten Pinsel in einen der Tügel, tupfte zart und behutsam lichtgelbe Farbe auf die Flügel. Nahm einen anderen Pinsel, tauchte den in Schwarz, und zeichnete zärtlich einige Arabesken in das Gelb. Nahm einen dritten Pinsel, tupfte in ein neues Töpfchen und sagte lächelnd: "Dein 'Schwalbenschwänzchen' bekommt nur eine blaue Binde. — So, bist fertig. — Flieg zu deinen Kameraden und sei glücklich."

Und als am anderen Tag der Schmetterling zum Niederbusch zurückkehrte, kannte ihn keiner wieder. Alle waren begeistert ob seiner Schönheit, und der Admiral machte ihn sofort zu seinem Adjutanten.

Die Blumenfelder bei Haarlem.

Von M. P. Ensliff.

Hyazinthen! Wer kennt sie nicht, die duftigen, farbenprächtigen Kinder Floras? Wer liebt sie nicht, diese Frühjahrsboten, die, wenn Aprilstürme noch durchs Land fegen, dem Menschen verkünden, daß nach langem Winterschlaf die Natur wieder zu neuem Leben erwacht ist?

So verbreitet die Hyazinthen auch sind, so wenig verbreitet sind Kenntnisse über ihre Kultur im Großen in ihrer eigentlichen Heimat, der Umgebung der holländischen Blumenstadt Haarlem. Die Blumenzwiebelzucht wurde um das Jahr 1560 aus Konstantinopel in die Dünengegend bei Haarlem eingeführt und erreichte hier bald einen derartigen Aufschwung, daß der Weltmarkt in Blumenzwiebeln sich auf Haarlem allein beschränkte. Seitdem hat die Stadt durch die Jahrhunderte diesen Rang zu behaupten gewußt. Wenn auch die Zwiebeln heute in aller Welt gezüchtet werden — Holland ist noch immer das klassische Land der Hyazinthen und Tulpen. In der Umgebung Haarlems, längs der Nordsee (2 Stunden vom Strand entfernt) dehnen sich kilometerweit die Hyazinthen und Tulpenfelder aus. Entzückt und verwirrt blickt zur Blütezeit das Auge auf das einzigartige Bild, an dessen Zauber es sich erst gewöhnen muß. So weit man zu sehen vermag, erstrecken sich die Felder mit ihren weißen, roten, gelben, blauen und lilafarbenen Hyazinthen in allen Farbabstufungen und Schattierungen. In betäubenden Wellen strömen sie ihren Duft übers Land und fern am Horizont fließt der tiefblaue Himmel mit den glühenden Farben der Blumen zusammen.

Die Blumenzwiebelzucht ist eine schwierige und große Sorgfalt erfordernde Kunst. In erster Linie bedingt sie einen ganz eigenartigen Boden — den loderen Dünenland der Haarlemer Umgebung. Man hat auch in anderen Ländern Versuche mit Großkulturen gemacht, doch stets standen die Blumen dem holländischen Erzeugnisse nach. Auf demselben Feld dürfen nur alle drei Jahre Hyazinthen gezüchtet werden. Im zweiten Jahr pflanzt man Tulpen und im dritten Jahr wird der Boden gründlich umgearbeitet und nicht bepflanzt. Erst dann ist er wieder zur Aufnahme von Hyazinthen geeignet. Nur fetter, loderer Sandboden, der gut mit Rindermist gedüngt werden muß, taugt zur Zucht. Drei bis fünf Jahre dauert es, bis eine Zwiebel fertig zum Verkauf gezüchtet ist.

Der eigenartige Fortpflanzungsprozeß der Zwiebeln wird künstlich unterstützt. Die alten Zwiebeln werden „ausgehöhlt“ oder „geschnitten“. Entweder schneidet man in die Wurzelseite eine kegelförmige „Höhlung“ oder aber man „schneidet“ ein tiefes Kreuz in die Wurzelseite. In diesen Wunden der sterbenden Zwiebel nun entfaltet sich das junge

Leben. Nachdem die Knollen im April 3 bis 4 Wochen geblüht haben, werden sie im Juli ausgegraben, ausgehöhlt oder geschnitten. Die ausgehöhlten Zwiebeln werden auf lange, hölzerne Gerüste in luftige Räume zum Trocknen gestellt, während man die geschnittenen etwa 10 Tage lang mit dem Schnitt aufwärts frei in den Dünenland legt. Im Schnitt bilden sich kleine „Augen“, je nach der Sorte 20 bis 30 Stück. Wenn im September die Zwiebeln dann in den Boden gebracht werden, entwickeln sich aus diesen „Augen“ die jungen Zwiebeln. Sorgfältig wird darauf geachtet, daß kranke Zwiebeln, welche die gesunden anstecken würden, aus dem Boden entfernt werden.

Die Zucht der Tulpen, Krokus und Narzissen, die auch eine Spezialität der Haarlemer Gegend ist, unterscheidet sich wenig von derjenigen der Hyazinthen. Es gibt vier Qualitäten Hyazinthen, während die Zahl der Sorten Region ist, da man zu Züchtungszwecken oft zwei Arten miteinander kreuzt. Das Resultat stellt dann eine neue Sorte dar.

Trotzdem der Wert der Zwiebeln ein ziemlich geringer ist, eine Hyazinthe kostet ein paar Pfennige, eine Tulpe noch weniger, ist das Geschäft der „bloembollenhandelaren“ ein sehr einträgliches. Dies ist auch nicht weiter erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die Kulturkosten für einige Quadratmeter Land 9 Mark betragen, dagegen 40 Mark an Reinerlös bringen. Die prachtvollen Willen am Wege nach Bloemenbaal, das mitten in den Kilometer- und aber Kilometerweiten Pflanzungen liegt, legen ein bereites Zeugnis für die Ausgiebigkeit des Geschäfts ab. Es gibt mehr als einen Millionär unter den Züchtern.

Wie in dem Orte Overveen die Hyazinthen die Hauptsache sind, so werden in Heemstede, Hillegom und Lisse, südlich von Haarlem, hauptsächlich Tulpen, Narzissen und Krokus gezüchtet. Wenn man die ganze Strecke von Sandpoort bis Leiden sich ansehen will, braucht man dazu mindestens 6 bis 7 Stunden Fahrt. Während der ganzen Zeit erblickt dann das Auge, wo es auch hinschauen mag, nichts als Blumen, Blumen und nochmals Blumen. Der ununterbrochene Wechsel von Farbe und Duft zählt mit zu den schönsten und eigenartigen Schauspielen, die die Welt aufzuweisen hat, und auch der blasierteste Globetrotter wird dieses überwältigende Bild nie vergessen.

Der Zufall.

Eine Legende von Albert Reinicke.

Der Schöpfer aller Dinge saß auf seinem lichten Wolken-throne und lauschte den Wünschen der Menschen, die von der Erde zu seinem Ohr drangen.

Die Erzengel umgaben ihn von beiden Seiten und verzeichneten auf großen Tafeln die Auserkungen menschlicher Sehnsucht.

Die Boten des göttlichen Willens aber standen bereit, auf einen Wink den Weisungen des Höchsten zu folgen.

Der Allmächtige lauschte geduldig den endlosen Wünschen der Erdenbewohner. Bald lächelte er gütig, bald wurden seine Züge ernster, je nach der Art der Wünsche. Meistenteils waren sie töricht; denn das Begehren nach irdischem Tand, Besitz, Macht, Ruhm und Ehre beherrschte die Menschen. Sie wünschten sich tausenderlei: besseres Wetter, reiche Ernte, wenig Arbeit, viel Geld, das große Los, fette Generaldirektorenposten, Börsenhäufse, hohe Beamtenstellen mit schweren Pensionen, Ministerseffel usw. Keiner aber wünschte sich die Erleuchtung seines Geistes oder gar die ewige Seligkeit.

Die Erzengel schrieben unaufhörlich und konnten kaum folgen. Die beschriebenen Tafeln häuften sich zu Bergen.

Gott Vater nahm die Tafeln und überprüfte die Aufzeichnungen. Kopfschüttelnd, manchmal lächelnd, manchmal betrübt, verzeichnete er seine Anordnungen. Dann schaute er sich im Kreise um, erwägend, wen er wohl zum Boten seines Willens wählen sollte.

„Sende mich zu den Menschen, Allmächtiger!“ bat die Güte. Doch der Herr wies sie mild zurück und sprach: „Du bist zu wohlwollend und nachsichtig. Ich fürchte, du könntest meine Weisungen überschreiten und zu viel gewähren.“

„Nimm mich zum Vollstrecker meines Willens, Herr!“ rief die Strenge. „Nein“, wehrte der Allmächtige ab, „auch du bist nicht geeignet; denn du würdest sicherlich meine Gaben zum Nachteil der Menschen zurückhalten und zu wenig austeilen.“

Und er sann nach und sprach alsdann: „Nur einer ist unter euch, der mir zur Vollstreckung meiner Weisungen tauglich erscheint. Steig' du zur Erde hinab und erfülle dort der Menschen Geschick, unbeengt durch die Grenzen meines Gebots, du blindgeborener Zufall!“

= A. N. Rimsky-Korsakow: „Chronik meines musikalischen Lebens“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein merkwürdiges Buch, weniger interessant durch das, was der Autor über sich selbst berichtet, als durch die starken Reflexe, die auf seine Umwelt, auf die russischen Musikverhältnisse und die gesellschaftlichen Zustände im Zarenreich (vor dem Weltkrieg) fallen. 1844 ist Rimsky-Korsakoff geboren; mit 12 Jahren tritt er in die Petersburger Marine-Schule, darin er 12 Jahre verbleibt. Inzwischen hatte sich aber sein musikalisches Talent ohne jeden geregelten Unterricht erfreulich entwickelt; und nach einer abenteuerlichen Weltumseglung komponiert er seine erste — die erste russische Sinfonie! Sie erregt Aufsehen und schon 1871 wird der Marineleutnant zum Professor am Kaiserlichen Konservatorium ernannt. Er muß sich nun erst mit der Theorie der Musik näher bekannt machen, um sich — vor seinen Schülern nicht zu blamieren. Aber schon 1873 wird er zum Inspektor aller Marine-Militär-Orchester ernannt. Wieder muß er daraufhin erst ganz neue Studien über die betreffende Materie — über Instrumente und Partituren — anstellen, um sich — bei seinen Inspektionen nicht zu blamieren. Alles gelang ihm. Er nahm als Komponist in Rußland eine hochachtete Stellung ein, hat zahllose Schüler — viele von Bedeutung — herangezogen, weiß von seinem Familienleben Anheimelndes zu erzählen, starb aber schon 1908 im 64. Lebensjahr. Als Komponist neigte er zu der koloristisch glänzenden Bra Verlioz-Vielfalt; die Einbeziehung und Verarbeitung uralter Kirchengesänge und anderer russischer und exotischer Volkslieder verschafften seinen harmonisch reich ausgestatteten Werken eine Sonderstellung. Doch ist von seinen Opern, Sinfonien und sonstigen Werken nur verhältnismäßig wenig über Rußlands Grenzen hinausgedrungen. In Deutschland wird seine Tondichtung „Scheherazade“ noch heute (auch in Wiesbaden) gern gehört. Seine Mitstreiter auf neuzeitlichem Gebiet waren anfangs Borodino, Cui, Balakirew und Mussorgski. Man nannte diese russische Komponisten-Gruppe „Die Fünf“. Nun muß man über diese Fünf, ihr Leben, ihren Verkehr miteinander das Nähere nachlesen: z. B. diesen Borodino, der sozusagen mit der einen Hand Professor der Chemie an der Kaiserlichen Militär-Akademie, mit der anderen — Komponist war, und in dessen reichem Hause eine unsäglich trostlose Wirtschaft herrschte, die er aber mit rührender Geduld und Trägheit über sich ergehen ließ! Oder Mussorgski, diesen genialsten aus dem Kreise der Fünf, der in Nachahmungen in der Kneipe den „Boris Godunow“ komponierte und sich nebenbei „mit Roggen vollausaugen liebte“. In den letzten Jahren erfreute sich Korsakoff des Umgangs mit seinen jüngeren Nachfolgern, den Komponisten Glasourow, Liadow, Rachmaninoff, Tanajew und zuletzt noch Tschaikowsky, dessen Gestalt besonders sympathische Beleuchtung erhält. Somit unendlich viel Interessantes in dieser Autobiographie dieser russischen Musikchronik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts! O. D.

* Gustav Schröder: „Sturm im Sichdichfür“, Roman. (Sanseatiche Verlagsanstalt, Hamburg 36.) In einer friedlichen Gemeinde, tief im Thüringer Walde, zwischen Bergen und alten Tannen erklingt plötzlich von irgendwoher der Ruf: „Auch wir wollen Kurort werden, wie alle Orte ringsum!“ Und auf einmal bricht der Sturm los, waltet die Einwohner in zwei feindliche Parteien. Die Holzarbeiter, Häuser, die den Gedanken begeißelt aufstiegen, erwarten durch den Zustrom der Fremden eine Erleichterung ihres harten Daseins. Aber auf der Gegenseite stehen die Bauern, geführt von dem Holzhändler Reichert, der angesehensten Persönlichkeit des kleinen Nestes. Sie sind wider den Plan, weil sie in ihrem Frieden durch fremde Eindringlinge nicht gestört werden wollen. Die harten Köpfe prallen aufeinander. Der tiefe, ernste Sinn dieser Romanschöpfung liegt in der Betonung des sozialen Problems, das meisterhaft in die Handlung verwoben ist.

* Ernst Klein: „Kuttchen“, Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 57.) Berlin, Paris, Monte Carlo, Frauen, Männer, Narren, Luzzzüge, Hotelpaläste, Bars, Brillanten, Pelze und Karten, die ganze Gemeinde der Internationalen, „die immer in den gleichen Zügen nach den gleichen Orten reisen, wo sie in den gleichen Hotels wohnen“, — dies alles bildet in dem neuesten, mit der überlegenen Ironie des Weltmannes geschriebenen Roman von Ernst Klein das buntschillernde Milieu für die spannende Handlung, den Weg eines kleinen Mädels zur Lebensgröße großen Stils.

* „Sonja“, Novelle von Burghard Dreier. (Verlag Otto Neugebauer, Wien-Leipzig.) Das unselige Schicksal einer Liebe, dargeboten in der Form von Tagebuchaufzeichnungen. Der Verfasser zeigt ein feines Empfinden für das Dunkle, Abgründige der Seele, für ein abseitiges Ringen und Quälen um düstere Phantome. Auch der Stil der Niederschrift ist von markanter Eigenart, zuweilen freilich etwas manieriert anmutend, wie im Ganzen überhaupt ein wenig der Eindruck des Erfindlichen bleibt, eine gewisse tragische Pose an Stelle echter und schlichter, seelenhaft erlebter Tragik. Eine persönliche Note der Gestaltung kann allerdings dem Buch nicht abgesprochen werden. 1a.

* Th. Dreier: „Jennie Gerhardt“, Roman. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.) Theodore Dreier, der Dichter der „Amerikanischen Tragödie“, hat mit „Jennie Gerhardt“, einem Buch voll überhäufender Lebendigkeit, eindringlichster Kraft und Schicksalshaftigkeit, seinen großen Frauenroman geschaffen. Jennie Gerhardt ist, gegenüber der nur überfüllten übermodernen Frau von heute, der Liebe und Gefühl als überlebt und gestrig erschienen, die große Liebende. Dieses anfänglich einfache Mädchen, ein lieblich zaghafte Wesen, erhebt sich, an seinem Schicksal, seiner leidvollen Liebe wachsend, zu eindrucksvoller Größe und Freiheit. Sie glaubt nicht an das Glück, glaubt nicht, daß sie zum Glück geboren ist, aber woran sie mit erschütternder Schicksalsstrenge glaubt, das ist das große Gefühl um seiner selbst willen, die verzehrende, das eigene Ich auflöschende Leidenschaft. In ihrem ungeheuren Schmerz erhebt sich diese Frau erst zu ihrer ganzen Größe. Wie sie dem Geliebten nicht die große Leidenschaft zugemutet hat, so mutet sie ihm auch nicht den großen Verzicht zu. Sie aber ist gleich hart, gleich schicksalswilling im Verzicht um des Geliebten willen wie in der Liebe zu ihm.

* Fred Börence: „Eine alltägliche Geschichte“, Roman. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.) In diesem leidenschaftlichen Versensroman erblüht ein Frauen-schicksal, das sich, mit aller Unmittelbarkeit wirklichen Geschehens erzählt, zum allgemein gültigen Symbol des Erlebten in der Liebe steigert. Orchestral aufgebaut, erklingt diese Geschichte wie eine Sinfonie des Ewig-Weiblichen, und rhytmische Zwischenspiele, Gesänge des Mittelalters, umtönen in vollen Akkorden die schlichte Prosa der Dichtung.

* P. G. Wodehouse: „Ein hilfsbereiter Freund“, Engelhorn's Romanbibliothek, Band 1019. (3 Engelhorn, Nachf., Stuttgart.) Das neue Buch des amerikanischen Humoristen enthält vier Geschichten voll drastischer Situationskomik, die den Leser in eine harmlos heitere Welt führen und durch die unerwartetsten Wendungen der fesselnden Begebenheiten überraschen.

* Martin Johnson: „Mit dem Kurbel-tasten bei den Menschenfressern“, Abenteuer auf den Neuen Hebriden. (Reisen und Abenteuer, Bd. 40.) Mit 31 Abbildungen und 2 Karten. (E. A. Brodhaus, Leipzig.) Viele Leute bei uns behaupten, es gäbe heute keine Menschenfresser mehr. Das ist ein großer Irrtum: auf den Neuen Hebriden, in den Salomonen, auf Espiritu Santo ist „langes Schwein“ recht beliebt und erscheint noch bei allen großen Festen auf dem Speisekartell. Allerdings sind die Wilden wegen der schweren Strafen sehr vorsichtig geworden, und Johnson mußte monatelang die Inseln umselten und durchstreifen, ehe er sein Ziel erreichte. Aber er hat es erreicht, photographische Beweise sind nicht zu widerlegen. Was er auf diesen Fahrten erlebte, ist frisch und lebendig erzählt. Einer der fesselndsten Abenteuerberichte der letzten Jahrzehnte.

* D. B. Gail: „Mit Raketenkraft ins Weltall“, Vom Feuerwagen zum Raumgeschiff. Vorwort von Max Valter. Mit etwa 40 Abbildungen. (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.) Jules Vernes technische Phantasien scheinen zum zweitenmal Wahrheit werden zu wollen. Das erstemal hat er Recht behalten mit dem Unterseeboot, und heute scheint sich „Die Fahrt um den Mond“ ernstlich vorzubereiten. Durch die Tagespresse ist die Öffentlichkeit zwar unterrichtet von den Probefahrten des Opel-Walser'schen Raketenwagens und vom Bau eines Raketenflugzeugs. Einen zusammenhängenden Einblick in die ganzen, unfassbar scheinenden Möglichkeiten, die diese Erfindung eröffnet, gibt aber erst das obige Buch mit seinen vielen Bildern. Es ist der erste, gewissermaßen offizielle Bericht, der in leichtfahlicher Weise über die atmosphärischen, physikalischen und technischen Fragen, über die Vorarbeiten und praktischen Versuche und schließlich noch in einem phantastischen Zukunftsbild über eine Reise zum Mond unterrichtet.